

Reich mir die Hand, mein Leben

Michael Pekler in Falter: Buchbeilage 11/2009 vom 11.3.2009 (Seite 38)

Wenn es für Heike Makatsch als Hildegard Knef ab 13. März auch hierzulande im Kino rote Rosen regnet, hält sich eines der erfolgreichsten Filmgenres wieder einmal selbst am Leben. Denn „Hilde“ von Kai Wessel erfüllt als sogenanntes Biopic alle entsprechenden Ingredienzien: die Knef als bewegte und bewegende Künstlerin, eine Frau, die wegen ihrer Liebe zum Beruf vor Opfern nicht zurückscheut, ein künstlerisches Ausnahmetalent, das in ein neues Licht gerückt wird. Spätestens im Biopic werden Hildegard Knef, Marlene Dietrich („Marlene“, 2000) und Edith Piaf („La vie en rose“, 2007) zu Schwestern im Geiste. Für das anhaltende Interesse am Biopic gibt es viele Erklärungen, die gängigsten reichen vom Angebot einer „ganzheitlichen“ Lebensgeschichte über die Identitätsstiftung bis zum Prestigegewinn, wie etwa die Oscar-Verleihungen der letzten Jahre zeigen: Philip Seymour Hoffman als Truman Capote, Forest Whitaker als Idi Amin, Jamie Foxx als Ray Charles oder Helen Mirren als Queen Elizabeth konnten ihren Marktwert erheblich steigern.

Zwölf aus einem Symposium hervorgegangene Beiträge markieren in dem Sammelband „Ikonen – Helden – Außenseiter“ die unterschiedlichen Zugänge, wobei schnell klar wird, dass man sich von einschlägigen Erwartungen rasch verabschieden sollte, wie Doris Berger ausführt: Biopics sollten in erster Linie als populärkulturelle Vermittlungsform der Illusionsmaschine Kino verstanden werden, als eine „Gemengelage aus biografischer Realität, Faktizität und Fiktionalität“. Die einzelnen Bausteine gegeneinander auszuspielen, indem etwa jede Abweichung von der historischen Wahrheit geahndet wird, ist wenig sinnvoll, denn was ein gelungenes Biopic ausmacht, entzieht sich objektiven Kriterien. Sicher ist hingegen, dass jedes biografische Porträt mit einer Kanonisierung einhergeht, weshalb jeder „Ausnahmelebenslauf“ stets die eigene Legende fortschreibt. Obwohl das Genre wiederholt mit historisch gewachsenen Parametern festgemacht wird, überrascht bei der Auswahl der Beiträge der Überhang an Einzelanalysen. So mündet der einleitende Essay von Henry M. Taylor nach einem Abriss zentraler Thesen in Stephen Daldrys „The Hours“ (2002) als Paradebeispiel einer selbstreflexiv „erweiterten Biografie“ oder landet ein Aufsatz über Künstlerbiografien bald ausschließlich bei Jackson Pollock. Dass gleich zwei Beiträge Sofia Coppolas Pop-Biopic „Marie Antoinette“ (2005) wissenschaftlich zu rehabilitieren versuchen, während avancierte Formen des Genres wie Gus Van Sants „Last Days“ (2005) über die letzten Tage des Nirvana-Sängers Kurt Cobain oder Todd Haynes’ biografisches Puzzle „I’m Not There“ (2007) über Bob Dylan unberücksichtigt bleiben, überrascht aber

doch.

Die interessanteren Beiträge widmen sich dem Verhältnis von individueller und kollektiver Geschichtsschreibung: Wie wirken sich historische und politische Implikationen auf die Darstellung aus? Was macht die Porträtierten zu jenen „bemerkenswerten“ Menschen von öffentlichem Interesse? Kann man am Lebenslauf eines Einzelnen überhaupt Gesellschaftsbilder ablesen? Deutlich wird das vor allem in den Studien über die Darstellung der Widerstandskämpferin Sophie Scholl oder über österreichische Komponistenfilme am Beispiel Franz Schuberts („Leise flehen die Lieder“, 1933), der Strauß-Familie („Unsterblicher Walzer“, 1939) und W.A. Mozarts („Reich mir die Hand, mein Leben“, 1955). Entlang von Zäsuren der österreichischen Geschichte zeigt Cornelia Szabó-Knotik auf, wie das Biopic als Dokument der Identitätsstiftung fungiert und missbraucht wird: Während Schubert noch liebevoll als versponnener Kleinbürger an seiner „Unvollendeten“ arbeitet und die Strauß-Dynastie ihre Konflikte im Kollektiv löst, wird Mozart im Jahr der Staatsoperneueröffnung endgültig zur Nationalikone stilisiert. Siegfried Kracauer schrieb die „Neigung zur biografischen Darstellung“ dem Umstand zu, dass das Individuum im 20. Jahrhundert endgültig „anonym geworden“ sei. Das Biopic, so könnte man sagen, macht das wett, in dem es seinen Zuschauern zwei Stunden Vertrautheit schenkt.